

Walter Meier

Wie ich
geheiratet
wurde



Und andere
Kuriositäten

viademica.verlag berlin

Berlin 2010

ISBN 978-3-939290-04-9

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung (Mark Twain / Walter Meier)	6
Vorwort	7
<i>DICHTUNG UND WAHRHEIT</i>	9
Wie ich geheiratet wurde	10
Wunschtraum	13
Vorbereitung auf die Hochzeit	14
Polterabend	16
Hochzeit	18
<i>GEDICHTE FÜR THEA</i>	23
<i>SATIRE</i>	31
Die unvollkommene Emanzipation	33
Die Grippeprophylaxe	35
Das Sorgenkind	38
<i>ZUM GESUNDLACHEN</i>	41
Warum meine Kur nicht anschluss	42
Die Brandschutzübung	46
Die Parabel vom alten Molch	50
Wo man singt, da sieht mich keiner wieder	51
„Mehlmann“	54
Die Geschichte des Telegramms	57
Andere Zeiten, andere Sitten	61
Das Käuzchen im Kastanienbaum	63

<i>SPOTT FREI</i>	67
Aus dem Tagebuch eines	69
Stabhochspringers	
Das Schicksal des Pole Vault &	72
[Brief von der „Eule“]	
Warum Kunibert kein berühmter	76
Sportler werden konnte	
Bekenntnisse eines Ungedopten	78
Der Matador	81
Der Wüstensegler	85
 <i>REIMEREIEN UND BLÖDELEIEN</i>	 89
Findling	90
Qualle / Möwen	91
Begründung / Das Himmelszelt	92
Fragen eines noch nicht lesen	93
könnenden Kindes	
Fragen eines prosaischen DDR-Rentners ..	94
Frage eines gottlosen Greises /	95
Vorschlag zur Güte	
Die Sinevokale (Mitlautschrift)	96
Laßt Zahlen sprechen!	98
Phonetischer Herbst / Vorzimmer-	100
Gedanken / Meiner Mutter Moral	
Schlecht behutet / Traurige Erkenntnis ...	101
Eine ganz gewöhnliche Woche	102
Mahnung an die 75-Jährigen /	105
Schlechter Rat / Adel	
Der Spaltpilz	106

<i>REST-MÜLL</i>	109
Gedankensplitter (1947 bis heute)	110
<i>SPERR-MÜLL</i>	120
Warum so mancher Spargel holzig ist	122
Die Versetzungsgefahr	124
Jesus war auch nur ein Mensch	129

Vorbemerkung

Wenn ich dem Leser ein Faß Sirup verkaufte und er, statt sein gehaltvolles Mittagessen in vernünftigen Abständen damit zu versüßen, das ganze Faß in einem Zuge äße und mich dann beschimpfte, daß ich ihm Übelkeit bereitet hätte, dann würde ich sagen, er verdiente es wohl, daß ihm Übelkeit bereitet wird, wenn er die Segnungen dieser Welt nicht besser zu gebrauchen weiß. Und wenn ich dem Leser diesen Band Unsinn verkaufe und er – statt seine ernstere Lektüre ab und zu mit einem Kapitel davon zu würzen, wenn sein Geist nach solcher Entspannung verlangt – sich unverständlich mit mehreren Kapiteln auf einmal überfüttert, dann verdient er es wohl, mit Ekel erfüllt zu werden, und er soll niemandem die Schuld daran geben als sich selbst, wenn ihm übel wird. Einen ganzen Band Unsinn zu veröffentlichen ist ebensowenig eine Sünde, wie einen Süßigkeitsladen zu unterhalten, in dem es keine Eisenwaren gibt. Es liegt doch allein am Kunden, ob er sich Schaden zufügen oder die Wohltat genießen will, die ihm beide Fälle bieten, wenn er sich ihrer mit Verstand bedient.

Ehrerbietig unterbreitet von Mark Twain



Und vom Verfasser dieses Buches dem 1963 im Berliner Aufbau-Verlag erschienenen Band *Twain'sche Kurzgeschichten (Der berühmte Springfrosch von Calaveras)* ungekürzt entnommen.

Guten Appetit wünscht Walter Meier!

Vorwort

Auf dem Deckel eines meiner frühen Tagebücher steht der altkluge Satz:

NICHTS IST DEM GREIS SO LIEB, WIE DAS, WAS ER ALS KNABE SCHRIEB.



Heute, siebzig Jahre später, im „gesegneten Alter“ von 82 Jahren, füge ich hinzu, daß das während meiner Sturm- und Drang-Zeit Geschriebene nicht weniger aufschlußreich und unterhaltsam wäre, wenn ich es denn lesen könnte.

Die mein Leben begleitende und leitende Schicksalsgöttin hat es mit mir nicht immer leicht gehabt, aber sie hat es, alles in allem, doch stets gut mit mir gemeint. Bis auf die Tatsache, daß sie mich zum Schluß noch mit der altersabhängigen Makula-Degeneration schlug. Glücklicherweise bin ich noch nicht gänzlich erblindet, vermag jedoch Geschriebenes, Gedrucktes, Gemaltes und Fotografiertes nicht mehr zu erkennen. Was mir die meisten Freuden bereitete, muß ich entbehren. Das Lesen und Schreiben, das Pilzesuchen und nicht zuletzt das lustvolle Betrachten hübscher Mädchenbeine unterm Miniröckchen. Die Jahre, da der Mensch von Hoffnungen getrieben wird, gehen gar zu schnell vorüber. Wohl dem, der diese Zeit so nutzte, daß er den Rest seiner Tage mit Erinnerungen füllen kann.

Dichtung und Wahrheit



Wie ich geheiratet wurde

*(Eine dem besseren Verständnis dienende
unmoralische Vorgeschichte)*

Wir kannten uns aus unserer Studentenzeit. Sie hieß Thea und war die einzige unter Tausenden von Studentinnen, die Zöpfe trug. Und was für welche! Zöpfe waren zu jener Zeit längst aus der Mode. Sie verrieten ländliche Herkunft und ließen Jungfräulichkeit vermuten. Beides stand in Studentenkreisen nicht sonderlich hoch im Kurs. Ich hätte dieses bezopfte weibliche Wesen trotz seiner tollen sportlichen Figur gewiß völlig aus meinem Gedächtnis entlassen, wäre es mir nicht nach vielen Jahren zufällig über den Weg gelaufen, zopflos und in Schwarz. Schwarz stand ihr gut. Aber schwarz bei herrlichem Sonnenschein und zur Erdbeerzeit?

Wie geht's? Wie steht's? Was macht die Schule? Was macht die Liebe? Was man halt so fragt, wenn man sich nichts zu sagen hat.

Es sei alles bestens, erfuhr ich. Allerdings hätte sich ihr Mann nach sechswöchiger Ehe mit dem Motorrad zu Tode gefahren. Naja, das läge schon lange zurück; Schwarz trüge sie eigentlich nur noch wegen der Schule.

Ich gestehe, daß mir die Neigung zu jungen Witwen innewohnt. Daß sich meine Frau just zu jener Zeit zur Kur befand, war ein Schelmenstreich Amors. Thea wohnte ganz in meiner Nähe, und es war erstaunlich, daß wir uns während der vielen Jahre nicht ein einziges mal begegnet waren. Wir verabredeten uns noch für den gleichen Abend.

Statt im Schwarzen empfing sie mich im engen Weißen. Ich überreichte ihr als Mitbringsel ein Körbchen Erdbeeren (eigene Ernte) und eine Flasche Reiterlikör. (Kein Schelm, wer Arges dabei denkt!!) Thea lächelte in sich hinein und zog mich ins Wohnzimmer, wo auf festlich gedecktem Tisch eine blütenumkränzte Flasche... (ja, sie vermuten richtig!) Reiterlikör thronte. (Ich kann nichts dafür. Das launische Leben schreibt mitunter derart kitschige Geschichten.) Sich den Fortgang des Abends vorzustellen, überlasse ich der Phantasie des Lesers. Ich beschränke mich auf die originalgetreue Wiedergabe des Dialogs, den

In deutschsprachigen Ländern feiert man
den letzten Tag vor der Hochzeit als

POLTERABEND

Verwandte, Bekannte, Kegel-, Skat- und Wanderfreunde lassen es sich nicht nehmen, dem Hochzeitspaar den Abschied vom Ledigenstand zu erleichtern. Die Zeremonien des Polterabends sind so unterschiedlich wie Land und Leute. Im österreichischen Kärnten überbringt die Schwester oder eine der besten Freundinnen der Braut den Myrtenkranz; im rumänischen Siebenbürgen umtanzen die Noch-Jungfrauen das blumengeschmückte Spinnrad der Braut. In Deutschland entfliehen am Polterabend die heiratswilligen Töchter den gut gemeinten mütterlichen Ratschlägen für die „erste Nacht“.

Bei den Männern verläuft der Polterabend weniger mystisch. Sie haben (bildlich gesprochen) die weiße Fahne gehißt und ahnen, daß sie auf alles, was ihnen bisher lieb (und nicht selten auch teuer!) war, werden verzichten müssen. Allein diese Erkenntnis verschafft dem Bräutigam die Narrenfreiheit, die er aus „vollen Krügen“ genießt.

Das alles und noch viel mehr blieb Thea und mir schon deshalb erspart, weil außer uns und der Standesbeamtin niemand von unserer bevorstehenden Hochzeit wußte. Außerdem wären die brautmütterlichen Ratschläge zu spät gekommen, denn ihr Wunschkind war inzwischen 34 Jahre alt und verheiratet.

Der Tag vor unserer Hochzeit unterschied sich daher durch nichts von allen anderen Tagen. Es war Mittwoch. Mittwochs spielt Thea Volleyball. Seit 30 Jahren. Von 20 bis 22 Uhr. Diese Mittwoche sind ihr heiliger als alle christlichen Feiertage zusammen. Einziger Entschuldigungsgrund: doppelseitiger Armbruch oder der eigene Tod.

Ich war also allein. Das Fernsehprogramm war einschläfernd. Ich war hundemüde und stieg ins Bett. Es war 23 Uhr. Eben hatte ich den letzten Knopf meines Schlafanzuges zugeknöpft, da polterte es. Vor der Tür stand, triumphierend wie die Nike von Delos, Thea mitten in einem Haufen von Scherben, in der Hand eine große Keramikschale, die sie mit Wucht zerdepperte. „So, das war mein Beitrag. Und nun Du!“. Sie reichte mir einen Besen und holte den Fotoapparat aus ihrer Sporttasche. Ich bin kein auffallend schöner Mann. Im Schlafanzug

und fast aus dem Schlaf gerissen schon gar nicht. Zum Glück fiel mir just im rechten Augenblick ein, wohin ich vor Jahren den Chapeau Claque von Theas Vater verlegt hatte. Ein Zylinder verleiht dem Mann eine dem feierlichen Anlaß entsprechende Würde; ein Besen in der Hand macht sie wieder zunichte. Während Thea fotografierte, fegte ich die Scherben zusammen. Dabei machte ich mir Gedanken über den tieferen Sinn dieser Poltereien vor der Hochzeit. Wollte man mit diesem Krach die bösen Geister fernhalten, oder diente dieser Klamauk lediglich dazu, die Ohren an das Geräusch zerbrechenden Porzellans zu gewöhnen? Die Zukunft würde es uns lehren, und diese Zukunft begann morgen.

Die gewählte Uhrzeit war – wie man zu sagen pflegt – eine christliche. Halb elf. Einen neuen Anzug brauchte ich mir nicht zu kaufen, da ich den mir zur Hochzeit unserer Tochter von Thea aufgeschwatzten erst ein einziges mal getragen hatte; und mit Schlipsen könnte ich trotz der vor einem Jahr vollzogenen radikalen Entsorgung einen Laden eröffnen. Thea probierte sich diesmal nicht durch sämtliche Kleiderschränke, sondern entschied sich – sogar ohne mich zu konsultieren – für das neue Grüne, welches seine Premiere ebenfalls auf Katrins Hochzeit erlebt hatte. Es konnte also losgehen. Genauer gesagt: Wir konnten losfahren! Thea hatte eine Sondergenehmigung erwirkt, welche dem „Brautpaar gestattet, am 7. Oktober 1999, zwischen 10.00 und 12.00 Uhr vor dem Rathaus zu parken“. Daß wir gemeinsam mit dem eigenen Auto fahren – der Bräutigam als Beifahrer –, erwies sich als schicksalhaft. Aus unerklärlichen Gründen hatte ich mir eingepägt, unsere Hochzeit würde PUNKT elf Uhr stattfinden. Ich wäre also eine Stunde zu spät gekommen. Und das zur eigenen Hochzeit.

Hochzeit

Wir sahen beide sehr schmuck aus, und daran, wie ich mich im Sonntagsanzug, mit Schlips und glänzenden schwarzen Schuhen über den Marktplatz bewegte (in ständiger Furcht, jemand könne mich erkennen und ob meines ungewohnten Outfits dumme Fragen stellen), hätte jeder, der mich kannte, Sensationelles vermuten müssen. Zum Glück trafen wir niemanden aus unserem umfangreichen Bekanntenkreis, so daß Thea sich am Blumenstand in aller Ruhe einen Brautstrauß binden lassen konnte. Die junge Frau in der grünen Schürze war vermutlich Umschülerin oder Aushilfskraft; jedenfalls nahm sie Theas Bitte, einen Hochzeitsstrauß zu binden, nicht ernst. Was zu verzeihen war. Wer rechnet schon damit, daß zwei Weißhaarige, Knitterhäutige, die man eher auf einem Friedhof vermutete, auf dem Weg zum Standesamt waren. Sie zerrte also ein Dutzend etwa vierzig Zentimeter lange lachsrote Rosen aus einem Eimer, nestelte sie zu einem straußähnlichen Gebilde zusammen, kürzte dieses, nach Theas nunmehr eine Spur energischer wiederholter Bitte um einen Hochzeitsstrauß, auf ein Drittel, streifte sämtliche Blätter von den Kurzstielen, wollte das Ganze in eine Art Butterbrotpapier wickeln, fand dann aber, nachdem ein Blick aus Theas rot anlaufenden Augen sie erschreckt hatte, plötzlich doch noch so etwas wie eine Manschette. Großzügig wie ich bin, zahlte ich den Strauß, den Thea, während uns der Pater noster zum Standesamt hinauf liftete, zu einem halbwegs ansehnlichen und dem bevorstehenden festlichen Anlaß entsprechenden Handstrauß zurechtzupfte. Im Raum, in dem die Trauung stattfinden sollte, standen eine Menge Stühle, die wir jedoch nicht benötigten, da außer Thea und mir niemand anwesend war. Man braucht heute weder Aufgebot noch Trauzeugen. Ich weiß nicht, ob das zu DDR-Zeiten auch so war, wenn nicht, dann wäre diese aus dem Westen importierte Neuerung sozusagen ein Äquivalent zu unserem Grünen Abbiegepefel. An derart profane Dinge dachte ich verständlicherweise nicht, konnte ich auch gar nicht, weil die Standesbeamtin erschien. Sie begrüßte uns

70. Geburtstag

Nun bist Du siebzig, lieber Schatz.
Das klingt bei manchen schon nach Alter,
nach Rheuma, Gicht und Zahnersatz,
nach Zitterhand und Sabberlatz
und Silikon im Büstenhalter.

Das alles trifft bei Dir nicht zu.
Du siehst von hinten aus wie dreißig.¹
Ich seh' Dich gern noch im Dessous
und gönne Dir ein Rendezvous,
denn daß Du halbwegs treu bist, weiß ich.

Du bist noch rundherum mobil,
und hast die idealen Kilo;
kein Gramm zu wenig, keins zuviel;
Du hast ein toll'res Sexappeal,
als die von Willendorf und Milo.²

Wir haben lang genug geprobt,
bevor wir uns vermählen ließen.
Der Sturm des Drangs, Gott sei gelobt,
hat sich fast gänzlich ausgetobt.
Wir heißen, wie wir vorher hießen.

Wir wohnen nach wie vor getrennt
in deckungsgleicher Zweiraumwohnung.
Bekannte finden das patent
und außerdem dient permanent
die Raumdistanz der Nervenschonung.

Die wilde Ehe währte lang
und fand erst vor zwei Jahr'n ihr Ende.
Der Wunsch zu heiraten entsprang
allein dem monetären Drang
nach lukrativer Witwenrente.

Bis dahin aber, lieber Schatz,
so hoff' ich, möge es noch dauern.
Ich weiß, Du fändest zwar Ersatz,
vielleicht gar einen ohne Gnatz,
ganz sicher aber keinen Schlauern.

Dein Herkules wünscht Dir zum Schluß
noch schöne asthmafremde Zeiten
mit Rotwein- und Lakritzgenuß,
mit Bienenstich und Negerkuß
und sonstigen Genüßlichkeiten.

Vertraut' ich dem Orakel nicht
weit stärker als dem eig'nen Triebe,
dann schlosse ich dies Festgedicht
von Angesicht zu Angesicht
mit jenem Satz, daß ich Dich liebe.³

(1)

Eine Anspielung auf die Äußerung meines ältesten Sohnes,
mit der er seinem Freund die „neue Frau“ seines Vaters beschrieb.

(2)

Fundorte von Venusdarstellungen.

(3)

Mein Orakel:

Wenn ich noch einmal die in Jugendjahren so leichtfertig
gesprochenen Worte

ICH LIEBE DICH

sage, würde es meinen Tod ankündigen.

Satire



Satire

... „ist eine Literaturgattung, die durch Spott, Ironie
und Übertreibung
bestimmte Personen, Anschauungen, Ereignisse
oder Zustände kritisieren oder verächtlich machen will.“
(aus „Brockhaus“ 1999)

... „ist eine ironisch-witzige, anprangernde Darstellung
menschlicher Schwächen und Laster,
politischer, sozialer oder literarischer Zustände.“
(aus „Meyers Lexikon“ 1942)

... „ist die beste Möglichkeit, Ernstzunehmendes so darzustellen,
als wäre es nur ein Spaß.“
(aus MEIERs Tagebuch 1975)

Suchen Sie sich das Beste aus.
Über die folgenden Geschichten lachten oder schmunzelten
die Menschen in den neuen Bundesländern,
als diese noch DDR hießen, über einige konnte man weder das eine
noch das andere.
Sie wurden gar nicht erst gedruckt.

Die unvollkommene Emanzipation

Behaupte ja niemand, die Emanzipation der Frau sei abgeschlossen! Nur weil wir gleichen Lohn für gleiche Arbeit bekommen und in leitende Funktionen gewählt werden müssen, sind wir noch nicht gleichberechtigt. Und daß wir das Privileg der Männer, mit ihren Sekretärinnen verreisen zu dürfen, gebrochen haben und nun mit unseren Abteilungsleitern dienstverreisen, macht den Kohl nicht fett. Solange der Sprachgebrauch selbst höchster staatlicher Institutionen sich noch des mittelalterlichen Vokabulars bedient, das nur all zu sehr an die Zeit sklavischer Unterdrückung der Frau erinnert, sind wir weit davon entfernt, wirklich und vollkommen gleichberechtigt zu sein. Jedermann weiß, daß es auf der Erde mehr Frauen als Männer gibt... , aber da haben wir's schon!

Wieso *jedermann*? Warum nicht *jederfrau*, wenn sie obendrein in der Mehrzahl sind?

Und weshalb muß sich eine Frau, die es bei der Armee oder der Polizei auf vier Sterne gebracht hat, mit Hauptmann anreden lassen, statt mit Hauptfrau?

„Achten Sie auf Ihren Nebenmann, Genossin Renner!“ Na, wo gibt es denn sowas? Das riecht ja schon verdammt nach Indiskretion. Wenn schon Gleichberechtigung, dann, bitte, mit allen Konsequenzen! Hauptmann, Nebenmann, Feuerwehrmann, Dobermann... , die Herren Duden-Nachfolger mögen sich gefälligst die dazugehörigen weiblichen Pendants einfallen lassen! In meinem Heimatdorf steuert, so weit ich zurückdenken kann, eine Frau die Elbfähre. ‚Unser Fährmann ist eine Frau‘, sagen die Leute. Weshalb sagen sie nicht *Fährfrau*?

In unserer Sprache wimmelt es von solchen und ähnlichen die Frau diskriminierenden Unzulänglichkeiten. Im Zirkus oder Varieté: Das Fundament einer lebenden Pyramide: Der Untermann. Auch wenn's eine

Das Sorgenkind

Zugegeben: einer der Pffigsten war Theophil Napp nicht. Für das, was andere in einer Stunde begriffen, brauchte er eine Woche. Oder auch mehr.

Vielleicht wäre es für ihn als Langsamstarter besser gewesen, wenn er das erste Schuljahr noch einmal wiederholt hätte; aber das konnte Klassenlehrerin Krause sich nicht antun. Voreilig hatte sie sich verpflichtet, ihre Klasse ohne Sitzenbleiber durch die Unterstufe zu führen. „Da hast du mir aber einen angedreht!“, erboste sich Kollegin Trichter, als sie drei Jahre später die Klasse übernahm. „Der Theophil kann ja nicht einmal die einfachsten Zahlen addieren, und von seinem Deutsch will ich gar nicht erst reden!“

Nach zwei Monaten war ihr klar, daß sie Theophil nie und nimmer ohne Fünfen über die Runden kriegen würde. „Wenn du so weitermachst, mein lieber Theophil, werde ich dich sitzen lassen müssen!“, drohte sie. Aber dann entsann sie sich. Der Direktor hatte ihr unmißverständlich zu verstehen gegeben, daß ungenügende Schülerleistungen nicht zuletzt in ungenügender Lehrarbeit ihre Ursachen hätten. So stellte sie Theophil im Deutschunterricht Fangfragen wie: „War Goethe ein Mitglied der Beatles oder ein deutscher Klassiker?“ Theophil, der genau wußte, daß es einen Beatle namens Goethe nicht gegeben hatte, antwortete prompt und richtig. In einigen anderen Fächern hatte es Theophil ohnehin nicht so schwer; dort unterrichteten alte Hasen wie der Kollege Laumann und die Kollegin Blender, denen vierzigjährige pädagogische Erfahrung und die bevorstehende Rente jene Gelassenheit gaben, ohne die ein Lehrer mit einem notorischen Blindgänger wie dem Theophil nicht zurechtkommt. Unangefochten erreichte Theophil die 8. Klasse.

Hier wehte ein anderer Wind. Die Kollegen Blender und Laumann hatten sich zur Ruhe gesetzt; zwei neue waren an ihre Stelle getreten. Mit Bravour hatten sie eben erst ihr Examen abgelegt. Ahnungslos be-

Zum Gesundlachen



Warum meine Kur nicht anschlug

Was den Schlaf betrifft, bin ich ein begnadeter Mensch. Ich schlafe im Bus und im Flugzeug und auf dem Traktor; der Lärm einer Kesselschmiede wiegt mich ein; ich schlafe im Gehen und im Stehen; kein Sturm rüttelt mich wach, kein Donner schreckt mich auf; selbst eine Disco stört mich nicht. Nur eines vertrage ich nicht: Schnarchen! Dagegen bin ich geradezu allergisch. Den Schallmauerdurchbruch direkt über mir nehme ich nicht einmal wahr, doch das leiseste Schniefen der Geliebten neben mir treibt mich in die Hose und nach Hause.

Ich kann nichts dagegen machen.

Ich erzähle das nur, damit jeder begreift, mit welchen Ängsten ich zur Kur fuhr. Ein Schnarcher in meinem Zimmer, und ich hätte getrost zu Hause bleiben können!

Daß ich das einzige Zweibettzimmer der Station erwischte, stimmte mich optimistisch. Als Theo, mit dem ich fünf Wochen lang dieses Zimmer teilen sollte, auf meine dringende Frage jedoch nicht sofort antwortete, schwante mir Böses. „Schnarchst du?“, wiederholte ich, und meine Frage klang vielleicht ein bißchen zu scharf, als daß Theo sie so einfach mit ja oder nein hätte beantworten können. Er eierte herum und meinte dann, eigentlich sei er kein Schnarcher, wengleich seine Frau mitunter behaupte, daß er gelegentlich mal so hin und wieder, aber wirklich nur manchmal, so ein ganz klein wenig schniefe.

Da wußte ich: Dieser Theo war ein Profi!

Argwöhnisch musterte ich ihn: Brustkasten wie ein erzgebirgischer Glasbläser, Kreuz wie ein Möbelpacker und . . . eine Nase, wie sie mir in all meinen Jahren noch nicht vorgekommen war! Ich ahnte die

Wo man singt, da sieht mich keiner wieder

Jetzt fangen sie in der Berufsschule auch noch damit an! Da denkt man, die zehn Jahre Penne seien glücklich überstanden und man könne endlich was Richtiges lernen, da geht die Schose weiter. In der Praxis geht's ja noch an; da kann man ranklotzen, und es herrscht auch ein jugendgemäßer Ton; aber in der Theorie, da nerven sie einen. Meckern über Ausdruck und Rechtschreibung und versauen einem mit ihrer roten Tinte den ganzen Hefter, obwohl sie die Fehler gar nicht bewerten dürfen, weil nur das Fachliche zählt.

Der Treiber, was unser Staatsbürgerkundelehrer ist, löchert uns in einer Tour, weil keiner ins Arbeiterjugendkonzert gehen will, und bekniert uns mit *sozialistischer Persönlichkeitsentwicklung*, *Kulturbedürfnis* und so. Wahrscheinlich hat ihm der Direktor die Kulturarbeit angeordnet, die keiner machen will, und nun läßt der Treiber die Wut an uns aus. Da hätte er lieber Musiklehrer an der POS¹ werden sollen. Nicht, daß ich grundsätzlich was gegen Musik hätte; im Gegenteil: Meine Mutter sagt, als Kind hätte ich den ganzen Tag und die halbe Nacht vor mich hin geträllert, und ich entsinne mich, daß ich auch noch während der Schulzeit gern gesungen habe. Anfangs jedenfalls. Und als wir in der Vierten zum erstenmal ins Schülerkonzert durften, war das richtig schön. Wie haben wir uns gefreut, als Peter den Wolf endlich am Strick hatte und abführte! Und die Musik freute sich auch; das konnte man richtig hören.

In der Fünften spielten sie dann im Schülerkonzert Tänze von Beethoven und Schubert. War ein bißchen komisch: Tänze ohne Tanz, und der Unterschied zwischen einem Menuett und einer Gavotte interessierte mich herzlich wenig, und das rächte sich: Fräulein Note, unsere Musiklehrerin, schmiß nur so mit Fünfen um sich.

Das Käuzchen im Kastanienbaum

Endlich hatte es geklappt mit der Wohnung! Handwerker und Möbelträger hatten ihr Werk getan, das Geschirr war eingeräumt, die Gardinen hingen, die Betten waren bezogen: Wir waren glücklich!

Glaubten wir!

Während der ersten Nacht hörten wir es nicht. Erschöpft und ausgedörrt von der Plackerei des Umzugs, hatten wir uns über das von den Handwerkern übriggelassene Bier hergemacht und waren sogleich in hopfenschweren Schlaf gesunken. Aber schon in der zweiten Nacht weckte mich meine Frau. „Hast du das Käuzchen gehört, Tom?“ Ich hatte nicht, aber just im gleichen Augenblick rief es wieder. „Jetzt höre ich es“, sagte ich, „es kommt aus Nachbars Garten. Aus der Kastanie, wie’s scheint.“ Meine Frau erschauerte. „Unheimlich! Kaum wohnt man hier, und schon stirbt einer! – Tu nicht so, als wüßtest du nicht, daß jemand stirbt, wenn das Käuzchen ruft!“

„Dann laß uns schnell weiterschlafen“, scherzte ich.

Sie wurde wütend. „Damit spaßt man nicht! Du wirst es erleben: In unserer Straße stirbt jemand!“

„Wenn ich’s erlebe... Warum läßt du mich dann nicht in Ruhe mit deinem komischen Kauz?“, murrte ich und wollte mich auf die Schlafseite drehen.

„Als meine Mutter starb, hat es auch die ganze Nacht gerufen“, schluchzte sie hysterisch.

„Jede Nacht rufen irgendwo Käuzchen“, sagte ich besänftigend, „und jede Nacht sterben irgendwo Menschen. Es werden aber auch jede Nacht irgendwo Menschen geboren. Vielleicht meint dein liebes Käuzchen, daß gerade jetzt...“

Ich gebe zu, daß das vielleicht ein bißchen deplaziert war, aber war es ein Grund für das, was nun kam? Meine Frau raffte ihre Decke, sprang aus dem Bett und verschanzte sich im Wohnzimmer. „Hätte ich nur auf meinen Vati gehört!“, geiferte sie durch die Tür. „Er hat mir

schon damals gesagt, daß du...“ Der Rest ertrank in Tränen und Schluchzen.

Mit dem Schlafen war es vorbei. Nicht nur für diese Nacht. Kaum lag ich im Bett, wartete ich auf den orakelnden Schrei des Käuzchens. Es kam. Manchmal mit einer Stunde Verspätung, aber es kam.

„Siehst du nicht allmählich ein, daß diese ganze Geschichte nichts anderes ist als jämmerlicher Aberglaube?“, versuchte ich meine Frau zu überzeugen. „Wir wohnen jetzt seit vier Wochen hier, und genauso lange ruft das Käuzchen, ohne daß in unserer Straße auch nur einer den Husten gekriegt hätte.“ Dieses Argument überzeugte ebenso wenig wie hundert andere. Es mußte etwas geschehen!

Ich kaufte mir ein Luftgewehr nebst Zielfernrohr, mit dem man – so behauptete jedenfalls der Verkäufer – auch nachts sehen konnte, und legte mich auf die Lauer. Aber entweder taugten meine Augen nichts oder die Flinte streute. Oder beides. Jedenfalls rührte sich unser Kauz nicht vom Fleck. Er mußte nicht nur völlig unempfindlich, er mußte obendrein schwerhörig sein; anderenfalls hätte ihn doch zumindest das Pfeifen der Kugeln stutzig machen müssen. Doch nichts geschah. Er hockte da und schrie unentwegt die Bewohner unserer Straße ins Grab.

Auf die Dauer konnte ich den zu Hause versäumten Schlaf im Büro nicht unbemerkt nachholen; deshalb verhandelte ich mit dem Nachbarn. Für einhundertfünfzig Mark überließ er mir die Kastanie. Haben Sie schon mal eine dreihundertjährige Kastanie umgelegt? Fünf Wochen lang bearbeitete ich den Stamm von der Güte eines mittelalterlichen Pulverturms, bis ich ihn mit Hilfe eines des Wegs kommenden Orkans in die Waagerechte zwang. Schadenfroh die Hände zu reiben, war mir aus begrifflichen Gründen nicht möglich; so lachte ich mir nur still eins ins blasenübersäte Fäustchen. Zu früh! Denn als das Käuzchen bei seinem nächsten Nachtflug die Krallen zur Landung ausfuhr und merkte, daß sein Lieblingsast samt allem Zubehör nicht mehr da war, landete es – ob Sie es glauben oder nicht – auf unserer Fernsehantenne!

Meine Frau war nun fest davon überzeugt, daß das Käuzchen seine endgültige Wahl getroffen hatte, und diese war auf unser Haus gefallen, in dem außer uns nur noch die Familie Schubert und der Hausverwalter wohnten. Die Schuberts strotzten vor Gesundheit, und auch der Hausverwalter dachte trotz seiner achtzig Lenze nicht daran, sich vom Käuzchen ins Jenseits locken zu lassen. Anno siebzehn in den Ardenen hatte ihm eine Zigeunerin prophezeit, daß er den 500. Geburtstag Mi-

chelangelos erleben würde, und daran glaubt er. Das Käuzchen aber schrie und schrie, und unsere Ehe bestand nur noch auf dem Papier. Das einzige, was uns hätte aussöhnen können, wäre ein Toter gewesen; wenn schon nicht in unserem Hause, so doch wenigstens in unmittelbarer Nachbarschaft.

„Wenn du nicht sofort die Antenne beseitigst, ziehe ich aus“, stand eines Morgens auf dem Zettel, den mir meine Frau ins Schlafzimmer schob. Die Antenne blieb, wo sie war. Meine Frau auch. Wohin hätte sie auch ziehen sollen? Ihre Mutter hatte vor Jahren das Käuzchen geholt, und den Vater fast der Kuckuck, weshalb er sich damals bei Nacht und Nebel aus dem Staube gemacht hatte. Also zog ich. Seit drei Jahren hause ich nun in einer Kellerwohnung; ohne Komfort zwar, aber auch ohne Käuzchenschrei und Frauengezeter.

Gestern kam ein Brief. Ohne Anrede. „Teile Dir mit, daß der Hausverwalter gestorben ist, aber Du wolltest es ja partout nicht glauben! Ingelore.“

Und nun frage ich: War es richtig, was ich gemacht habe. Oder hätte ich bis zum 6. März 1975 mit dem Ausziehen warten sollen?

P. S.: _____

Wer die Wahrheit dieser Geschichte anzweifelt, dem sei verraten, daß ich ein winziges Detail tatsächlich erlogen habe: Es stimmt nicht, daß wir das Käuzchen während der ersten Nacht nicht hörten, weil wir das von den Handwerkern übriggelassene Bier getrunken haben. Aber das haben Sie ja selbst herausgefunden. Welcher Handwerker ließe wohl Bier übrig?

Spott frei



*„Jedermann an jedem Ort
einmal in der Woche Sport.“*

(Walter Ulbricht, Staatsratsvorsitzender der DDR)

*„Ich war Verdienter Meister des Sports und wäre gern auch
ein Verdienender Meister des Worts geworden.“*

(Walter Meier, Rentner)



Ach, was waren das für schöne Zeiten,
als es noch um Ruhm und Ehre ging,
und der Sportler für die Höh'n und Weiten
und die noch per Hand gestoppten Zeiten
nichts als eine Urkunde empfing.
Heute starten die Modellathleten
einzig und allein noch für Moneten.

Aus dem Tagebuch eines Stabhochspringers

Mit Paul zum Wettkampf nach Leipzig. Ärger mit der Straßenbahn. Schaffner: „Mit dem langen Ding dürfen Sie hier nicht rein. Halten Sie den Stab draußen gegen die Wagenwand!“ Zugführer: „Nehmen Sie den Stab in den Wagen hinein!“

Davon wollte wiederum der Schaffner nichts wissen. Die beiden gerieten in Streit, und wir mußten aussteigen. Als wir zwei Stunden später im Stadion eintrafen, war der Wettkampf bereits vorbei. Wettkampfergebnis: keines!

Zum Wettkampf nach Berlin. D-Zug ohne Gepäckwagen. Stab im Gepäcknetz verstaut. Kontrolleur mit dickem Buch und schlechter Laune: „Sperriges Gut darf nicht im Personenabteil befördert werden. In Bitterfeld steigen Sie aus!“

Weigerte mich. Kontrolleur holte zwei Zugbegleitpolizisten, die mir beim Aussteigen behilflich waren. Nächster Zug ebenfalls ohne Gepäckwagen. Wettkampfergebnis: keines!

Darauffolgendes Jahr: Wettkampf in Merseburg. Stab vorsichtshalber vier Tage vorher per Expreß geschickt. Wettkampfergebnis: keines! (Stab war noch nicht eingetroffen.)

Abermals ein Jahr später: Wieder Ärger mit der Leipziger Straßenbahn. Nach fünf Stationen bemerkte Schaffner meinen Stab. Ich weigerte mich, auszusteigen. Fahrgäste waren auf meiner Seite. Wettkampfergebnis: keines! (Straßenbahn fuhr ohne mich weiter.)

Im nächsten Jahr: Rückkehr aus dem Ausland. Busfahrer weigert sich, meinen Stab vom Flugplatz Schönefeld zum Bahnhof Schönefeld zu befördern. Laufe hinter dem Bus her. Bus war schneller und der

Bekenntnisse eines Ungedopten

(Zu Protokoll gegeben von Walter Meier,
Olympiateilnehmer 1956 und 1960)

Als ich im Sommer 1949 Mehrkampfmeister des Landes Sachsen-Anhalt (!) geworden war, wäre niemand auf die Idee gekommen, mich des Dopings zu bezichtigen. Und doch muß ich heute einräumen, daß ich wohl niemals Meister geworden wäre, hätte ich mich nicht jener Mittel bedient, die meinen damaligen Konkurrenten nicht zur Verfügung standen: Schlackwurst, Schmalz und Schweineschinken. Da aber in den Kriegs- und Nachkriegsjahren Schwarzschlachten verboten war, mußte folglich auch der Verzehr der auf diese Weise gewonnenen Produkte gesetzwidrig sein. Ich hätte so schon allein aus Gründen der Fairness darauf verzichten müssen. Doch was soll's?: Die Literatur nannte damals nur Alkohol, Koffein, Pervitin und Kokain als Dopingmittel.

Wenn ich rückblickend jenes Jahr 1949 betrachte, stoße ich noch einmal auf die Dopingfrage, wenngleich es die damals noch gar nicht gab. Das geschah anlässlich des Deutschlandtreffens. Für die Spätgeborenen sei gesagt, daß dieses in Berlin ausgetragene Festival die Geburtsstätte jenes von Alexandra Tschudina kreierten Satzes war, welcher bis vor kurzem in den modernen Märchenbüchern stand: *Vor Freunden haben wir keine Geheimnisse*. Hatte sie auch nicht, diese langbeinige und auffallend tiefstimmige Allround-Athletin aus der Sowjetunion. Jeder konnte sehen, wie sie vor dem Hürdenlauf vier „Papyrosi“ inhalierte und dennoch (oder eben deshalb?) mit mehr als Nasenlänge gewann (wobei ergänzt sei, daß bei ihr eine Nasenlänge mehr bedeutete als eine Brustbreite).

Da dieses Phänomen dann während des Frauen-Fünfkampfes so an die dreißig Zigaretten rauchte, nahm auch ich es damit nicht so genau. Als ich während eines Zehnkampfes in Budapest die Anfangshöhe beim

Reimereien und Blödeleien



Frage eines gottlosen Greises

Was mich schon als Knabe interessierte,
war die Antwort auf die stumme Frage,
ob der Papst wohl, als er pubertierte,
so wie ich fast täglich onanierte,
oder tat er's nur am Weihnachtstage?

Vorschlag zur Güte

(moderne Lautverschiebung)

Unter **J** steh'n nach wie vor die Juden
im reformverhunsten neuen Duden.
Dieses fanden sie natürlich
typisch deutsch und äußerst despektierlich.
Deshalb schlag' ich vor, daß man ab jetzt,
J durch **G** und **d** durch **t** ersetzt.
Spricht man Jude sauber hochdeutsch aus,
wird im Handumdreh'n der Gute draus.

Traurige Erkenntnis

Leider ist es in der Tat
keineswegs zum Lachen:
Es ist mit unserm heut'gen Staat
partout kein Staat zu machen.

(20. Januar 1996)

Schlecht behutet

Niemand sah ihn jemals ohne Hut,
diesen Müllverwertungsmeister Beuys.
Manche hielten, weil's nicht jeder tut,
dieses Hutgehabe gar für Mut,
andere zumindest für was Neu's.

Auch der Udo Lindenberg hat nie
einem Sterblichen die Stirn gezeigt,
und ich frag' mich, ob und wann und wie
dieses hochgestylte Scheingenie
unter seine warme Dusche steigt.

Selbst vor Herzog, Kohl und Lady Di
folgten sie der selbstgemachten Regel:
Hielten ernstlich sich für ein Genie.
Ich dagegen aber halte sie
Für nichts anderes als grobe Flegel.

(29. Januar 1996)

Eine ganz gewöhnliche Woche

Am Montag setzte sich einer in Trab
mit Gerümpel, Schrott und Matratzen.
Das lud er zwischen zwei Häusern ab
als Eldorado für Ratten und Katzen.

Am Dienstag traf ich zum drittenmal
einen Mann in der Straßenbahn,
der nicht bezahlte. Mir war es egal.
Was ging sein Betrug mich an?

Am Mittwoch riß einer vom Blumenbeet
im Park ein paar Stauden aus.
Seine Frau stand Schmiere. Es war schon spät.
Die Stauden nahmen sie mit nach Haus.

Am Donnerstag sah ich sie unter der Linde,
acht tollende Jungen, oder zehn,
die klatschten ihre Brötchen an die Rinde.
Erwachsene sah ich vorübergehn.

Am Freitag schlich einer zur Baustelle Süd;
ich sah ihn sich ängstlich bücken.
Wenig später kam er keuchend zurück;
einen Sack voll Zement auf dem Rücken.

Am Sonnabend vor dem Riesenrad;
da schlugen sich zwei Besoffene.
Wie der eine den andern zerschunden hat;
sahen zweihundert Nicht-Betroffene.

Das alles sah ich. Auch du hast's geseh'n,
und du und du und auch du!
Wir eilten vorüber und ließen's gescheh'n;
und sagten kein Wort dazu.

Neulich haben Eltern ihr Kind erschlagen;
es war eben zwei Jahr.

Der Nachbar ahnte es seit vielen Tagen;
doch er sprach erst, als es geschehen war.

Rest-Müll



Wer sich die Mühe macht, hin und wieder mal eine Restmülltonne zu durchwühlen, wird mitunter Dinge zutage fördern, die seine Aufmerksamkeit erregen. Er kann sie zwar momentan nicht gebrauchen, und er weiß auch nicht, ob er sie überhaupt jemals verwenden wird, aber er hält sie schlichtweg für zu wertvoll, um sie der endgültigen Vernichtung preiszugeben.

Genauso erging es mir beim Durchblättern meiner Tagebücher, Alben und sonstigen überall herumliegenden losen Notizen.

Die Verse,
Gedankensplitter und
Blödeleien

waren mir zu schade, um sie dem Reißwolf zum Fraße vorzuwerfen. Eine solche Untat überlasse ich lieber dem Leser.

Gedankensplitter

(1947 bis heute)

Wenn man alles, was einem so einfällt, aufschriebe, könnte man dem Schatz der Weisheiten einige hinzufügen.
Im Alter ergäben sie möglicherweise sogar ein Buch.



Wenn sich jeder einen Eckermann halten könnte,
gäbe es mehr Goethes.



Willst du wissen, ob du ein Mädchen liebst?
Warte, bis ein anderer es begehrt!

Es gibt viele Krankheiten, aber nur EINE Gesundheit.
Den Beifall der Masse empfindet der Genius als Tadel.



Liebe wächst mit der Nähe; Sehnsucht mit der Entfernung.



Jahrelang kein geschriebenes Wort.
Wer schöpfen will, braucht Stille und Einsamkeit.



Wir hören viele aufschlußreiche Referate,
aber wenige belehrende Vorträge.
Wir diskutieren viel, aber wir unterhalten uns kaum.
Wir hören viele reden, aber kaum einen erzählen.



Kein Satz bringt mehr Leid und Tragik als: *Es ist zu spät.*



Man kann von Tag zu Tag kränker werden, tot jedoch
hat keine Steigerungsform.



Sag' keiner Frau, sie sähe aus wie sechzig!
Selbst wenn es stimmt, tu's trotzdem nicht,
denn, glaube mir: Sie rächt sich.



Wille und Laster.
Ohne den leisesten Willen gleitet der Mensch in sein Laster.
Mit tausend stählernen Willen kämpft er sich mühsam heraus.



Was man mit einer Hand nicht zu erledigen vermag,
versuche man mit beiden.



Das Gefühl eines *Abschieds für immer*, ist eines der schlimmsten
Erlebnisse, wenn nicht gar das furchtbarste überhaupt.

Sperr-Müll



Warum so mancher Spargel holzig ist

„Geld liegt auf der Straße, man muß sich nur danach bücken“, pflegte mein Großvater zu sagen. Es war nicht nur sein liebster Spruch; es war auch sein letzter. Daß man ihn trotz seiner Weisheit auf Kosten der Armenkasse beerdigen mußte, erlebte er zum Glück nicht.

Wir Enkel fechten's besser aus. Im Gemüseladen zum Beispiel. Man muß lediglich ein paar Obst- und Gemüsehändler ein bißchen kennen. Sogar ein bißchen mehr als nur ein bißchen; und eine ganz bestimmte Sorte. Das ist Gold wert.

Was glauben Sie wohl, wie dankbar solch ein Gemüsehändler ist, wenn man ihn auf kleine Irrtümer hinweist. Nicht so barsch, wie die von der Arbeiter- und Bauerninspektion das tun würden; nein, so mehr auf die kameradschaftliche Art, wenn Sie wissen, was ich meine.

Verkauft da zum Beispiel einer Kopfsalat, der vor Sonnenbrand schon den Kopf hängen läßt, für 'nen Fünfinger, und man kommt zufällig dahinter, daß der Mann abends ins Protokoll schreibt, er hätte von seinem Handelsrisiko Gebrauch gemacht und den Salat für 'nen Groschen verkauft, darf man nicht gleich Alarm schlagen und fragen, wo denn die restlichen vierzig Pfennig geblieben seien. Das wäre falsch. Es genügt vollkommen, den Mann merken zu lassen, daß man ihm auf die Schliche gekommen ist.

Oder wenn einer mickrige „Klaräpfel“ der Güteklasse III C mit dem Preisschild der I A versieht, oder wenn er Holzäpfel unter die „Cox Orange“ mogelt, oder den „James Grieve“ zum „Ritter von Berlepsch“ schlägt, beziehungsweise den „Kaiser Wilhelm“ zum „Pommerschen Krummstiel“ degradiert... Nicht gleich aus der Rolle fallen und böse Absicht unterstellen!

Ich kneife bei solchen Gelegenheiten vielsagend ein Auge zu, lasse den Verkaufsstellenleiter rufen, verlange das Kundenbuch und ein Glas Aprikosen, Erdbeeren oder ähnlich seltene Bückware, die dieser, welch